

Ein loses Blatt im Winde.

Erzählung von Gustav Fichte-Walter.

Hält der Mensch einmal Einkehr in sich selbst, so findet er wohl unter all dem Lärm in seiner Seele ein kleines, glänzendes Ding, das nur bei näherem Beschauen als lauterer Gold erweist. Man entfaltet sich, wie man einstmals einem Wandersburschen, der über wund'ne Füße klagte, seine Stiefel schenkte, wie man einen firtwigen Jungen aus dem Wasser holte oder einem dem Sozial-Vertrauten hülfreiche Hand bot.

All die leuchtenden Goldplättchen erhoben über den Wert des Werthschenen den eigenen Wert, doch man tröstlich sich sagt: Du bist nicht einer von den Schlechtesten unter der Sonne. Es flüchten wohl auch die Gedanken zu jenen kleinen Erlebnissen, wenn Zweifel über Gut und Böse das Herz schwerer machen. Dann freut man sich des Glanzes.

Wie Jahre liegt diese Geschichte zurück. Damals erlebte ich sie in ihrer Einfachheit, da noch die zünftigen Gesetze mit dem Wandel auf dem Boden der Provinz, noch ohne jene Säure durchwanderten; nicht wie heute die Kinder der Landtage vom harten Raub, von Not, Krieg und — Arbeitsscheu getrieben, sondern um die Welt zu gehen, den Blick zu weiten und Erfahrung zu sammeln für ein späteres leuchtendes Leben.

Ich wanderte seit zwei Tagen süden und über Erdenstämme hinweg durch den Spejart. Noch hatte ich nicht können gehend an Luren klopfen müssen, wenn ich trug mein Gepäckes in den Beutel. Auch fand ich bis nun keinen Kameraden. Am Abend des dritten Tages hielt ich in einem lieblichen Strömchen Wasser und suchte die Herberge zu heimlich zu finden. Bald sah ich an dem laub' geschützten Hause, mein begehrt' Ziel vor mir zu liegen. Als ich meine Schritte durch das ziemlich geräumige Zimmer schweifen ließ und neugierig die wenigen Insignien musterte, erregte besonders zwei Personen meine Aufmerksamkeit. Ein schon bejahrter, aber Mann mit aufgeschwemmten Zügen und verwässerten Augen, von dessen Wange eine wie Gold schimmernde Uhrzeit herabhing, unterhielt sich sehr angetrieben mit einem anderen, der minder wohlgenährt ausah und dessen Kleidung zerfetzt und zerstückelt war. Das war dieses Mannes war langgewachsen, verwidert, in seinem noch jungen Gesicht der wirre Bart gab ihm ein leidendes Aussehen. Aus einzelnen Worten, die zu mir herüberflogen, merkte ich, daß der Güteliede erst heute seine Stellung aufgegeben hatte. Zumeilen griff er in die Tasche und zimmerte mit Geld, wobei er höchst prophanhaft dreinschaute, während die Miene des jungen Menschen einen verlangenden, fast habgierigen Ausdruck annahm. Sehr oft kam mit gestülften Gläsern der Aufwärter an den Tisch; der behäbige Mann trank viel, der verwahrloste wenig. — Mir wurde schlaftrig. Der Herbergswirt nahm meine Papiere in Empfang und geleitete mich jodann in die Schlafstube. Hier Betten standen drinnen, alle mit frischem Kattun überzogen. Der Mond schien hell, er malte lustig über mein Bett gar zierlich die Fensterrahmen an die Wand. Ich redete die Götter, gedachte noch wenig Augenblicke verkommen der Ereignisse des Tages — und schlief ein. Wie spät es war, als ich erwachte, weiß ich nicht, nur sah ich, daß der Mond die Blätterfalten eines Baumes an die Wand warf. Eben wollte ich die Augen wieder schließen, da machte mich ein leise klingendes Geräusch vollends wach. Behutlos richtete ich mich empor — und erblickte den verwiderten Menschen unten aus dem Fremdenzimmer, wie er am Bette des dicken Mannes mit dem vielen Gelde stand und vorsichtig einen Beutel unter dessen Rockfalten hervorholte — langsam — Zoll für Zoll. In der ersten Sekunde durchsuchte mich ein jäher Schreck. Wenn er dich wach findet — dachte ich — und sieht seine gemeinen Plan vereitelt, so rächt er sich dafür, sicher. Vielleicht ist sein Messer loder. Doch nur wenig Herzschläge lang blieb ich feig — dann sprang ich mit einem Satz zum Bette hinaus, auf ihn zu raste ich und umpannte fest die diebstahlige Hand. „Laß dem Manne sein sauer verdientes Geld,“ flüsterte ich sacht.

Er stierte mich in fassungslosem Entsetzen an, ein paar Augenblicke war es totensstill im Raum — ich hörte nur die tiefen Atemzüge des Schlafenden und das Boden meines Herzens. Aber plötzlich löste sich die Erstarrung des Zerlumpten, ich sah, wie eine ungeheure Wut ihn flammte. Er suchte heftig sein Handgelenk zu zerbrechen und raunte dabei: „Du Grünling, was geht dich das an? Die Hand los oder —“ Doch ich hielt fest. „Du sollst nicht hehlen,“ sagte ich.

„Warte — du —“ Mit einem gewaltigen Rud gelang es ihm, die Umklammerung zu lösen, seine Hände legten sich blitzschnell um meinen Hals und drückten mir die Kehle zu. Ein furchtbares Ringen begann — leuchtend, fast lautlos. — Aber mein Körper war nicht gewöhnt durch Hunger und Nichtstun, wie der

feine, die Mästen vielmehr zerschalt in harter Arbeit; ich rang und hemmte mich, und unversehens lag mein Kopf auf dem kalten Steinboden — ich triete auf seiner Brust.

Der Schlaf' aber uns rührte sich nicht. Ich muß bekennen, daß mich die rohe Kampfesweise meines Gegners empörte; jetzt wühlte die Erregung noch in mir, und gerade wollte ich ihm der über ein auszuweichen, als ich einen Blick aus seinen Augen aufging. Einen ganz seltsamen, halb schmerzlichen, halb um Mitleid stehenden Blick. Nach langer Pause sagte der Fremde leise: „Kannst du mich wohl anzeigen?“

„Warum wolltest du stehen?“ fragte ich statt zu antworten. „Warum?“ — Der dicke Mensch veräußerte sein Geld ja doch. „Gleichviel, er darf mit seinem Geide machen, was er will.“ Und wider nach einer Weile kamen die müden Worte: „Wäreit du mir nicht dazwischen gefahren, so hätte ich mich zwei Wochen lang satt essen können.“

„Arbete, und du kannst dich immer satt essen.“

„Ja — arbeiten, ein bitteres Raqeln ließ über sein blaßes Gesicht, „du hast gut eiden. Arbeit! Glaubst du, daß mich einer nimmt, so wie ich aussehe? Zerlummt und zerfetzt und ausgebeutert — schmutzig, ohne ein heiles Hemd auf dem Leibe — glaubst du, daß mich einer nimmt?“

Ich antwortete nicht. Nein, so nahm ihn seiner, so verschloß vor ihm die Haustür ihre Wache und der Meister sein Handwerkszeug. Und man konnte es ihnen wahrlich nicht verdenken.

Der da auf dem Bettende mochte wohl meine Gedanken erraten, er ließ trübfinnig den Kopf hängen und starrte vor sich hin. „Kannst du mich weiterhungern,“ murmelte er schließlich.

Da trat ich zu ihm, barfüßig und im Nachtgewand; ich legte meine Hand auf seine Schulter und fragte weich: „Wilst du mit mir gehen?“

Er zuckte unter der Berührung zusammen, der Kopf sank noch tiefer. „Das hat ja keinen Zweck,“ erwiderte er mutlos, „morgen bereuist du es.“

„Ich werde es nicht bereuen. Wilst du mit mir gehen?“ fragte ich noch einmal leise.

Und nun sah ich, daß seine Schultern bebten — er weinte. Dann griff er nach meinen Fingern und preßte sie. „Du,“ flüsterte er dabei, „wenn du wüßtest, was ich alles versucht habe, um von diesem Luderleben loszukommen, wie ich mich gequält und mit dem widrigen Geschick gerungen habe. Wenn du das wüßtest, du solltest mich nicht verachten.“

„Ich verachte dich nicht.“ „Aber es war unmöglich, die Landstraße hielt mich zu fest.“ „Was bist du?“ „Schreiner.“ „Dann sind wir Berufsgenossen.“ „Seit zwei Jahren hab' ich keinen Hobel angerührt. Seit zwei Jahren hat das Glend und die Landstraße mich nicht losgelassen.“ „Ich will dich von beiden frei machen.“

Er sah mich erstaunt, ungläubig an, darauf nicht er finnd: „Ein mutiger Bursch bist du gewiß. Ich sah dich schon unten sitzen und habe dich beneidet um deine runden, roten Wangen, um deine frohe Miene. Ich wollte, daß ich die Hälfte von deiner Kraft und von deinem Frohsinn hätte.“

„Sie stellen sich bald ein, glaube mir. Ran gehe schlafen, sonst wachst der Kröfus dort noch auf. Morgen früh sprechen wir weiter.“ Auch ich legte mich aufs neue ins Bett. Merkwürdig, ich empfand nicht die geringste Furcht, daß der fremde Mensch wiederum sein böses Werk beginnen könne, wenn ich weilte in dem Traumlande war. In dessen mit tomen keine häßlichen Zweifel, ich vertraute ihm, vertraute vor allem seinen Augen.

caraufolgenden Wanderjahren geriet er schlechter Burschen ins Garn, und dank seinem Leichtsin verlor er bald jeglichen Halt. Somit war sein Schicksal besiegelt — bergab ging es in jücheller Fahrt.

„Das größte Unglück meines Lebens ist,“ so schloß er einmal, „daß meine gute Mutter früh starb und mein Vater eine zweite Frau nahm. Hierdurch wurde mir die Heimat verschlossen. Etliche Male bin ich noch zu Hause gewesen — aber es war kein „Zuhause“ mehr. Es hielt mich nie lange, mit Vorwürfen überhäuft zog ich bald wieder den alten Weg — keiner hat mich zu bleiben, selbst Vater nicht, der mit solchem Lumpen von Sohn keine Ehre einlegen könne. So sagte er. Ja, nun laufe ich als ein Ausgestoßener umher, ohne Ziel, ohne festen Boden unter den Füßen — ein loses Blatt im Winde. Betrogen hab' ich und gestohlen; es wäre neulich nicht das erste mal gewesen, und wer weiß, ob ich nicht wieder betrügen und stehlen werde. Gewiß, diese acht Tage waren wie ein heller Lichtstreifen im Dunkel der letzten zwei Jahre, aber was soll's? Arbeit triege ich doch nicht, und wenn du erst ein Unterkommen gefunden hast, hat dies reinliche Freude ein Ende. Ich rate dir, sieh zu, daß du rasch von mir loskommst, anders ziehe ich dich mit hinein in den Sumpf.“

Doch ich blieb bei ihm. Einmal fragte er gerade heraus: „Sage mir, wie es möglich ist, daß du nicht, wie alle anständigen Leute, mich meidest wie die Pest?“

„hm,“ entgegnete ich, „du gefällst mir.“

Die Antwort mußte ihm zusetzen, er lächelte — ein wenig verlegen. Als wir nach beinahe drei Wochen ein schönes Stück deutschen Bodens überschritten hatten, vor mein Erpfortes bis zum kleinen Rest draufgegangen, obgleich wir nicht veräurmt, hin und wieder an eine Tür zu klopfen, was damals durchaus keine Schande war. Eine Lagerreise etwa waren wir von einer großen, durch seine altertümlichen Bauten bekannten Stadt Mitteldeutschlands entfernt, da hielten wir Herberge in einer kleinen Ortschaft. Das Fremdenzimmer sah nichts weniger denn wohllich aus; zerbrochene Stühle standen an den Tischen, aus den Wachsleuchtern schaute neugierig das Seegras, und Spinnweben hingen wie der Schleier toter Bräute von der Decke. Ich konnte mich keineswegs in diesem Räuberloche heimisch fühlen und drängte daher, ein anderes Quartier aufzusuchen. Doch Franz Vollmer wollte nicht.

Er wollte nicht, weil in eben dieser unwirtlichen Herberge ein früherer Freund und Kumpan meines Schüplings hockte, der bei unserem Eintritt wie eine Feder emporfchnellte und Franz mit eigenhändigen Handgedruck begrüßte. Gleich nachher steckten sie zusehend die Köpfe zusammen. Viel Rücksicht auf mich nahmen sie freilich nicht, und so ersuhr ich denn, daß der einstige Streifbruder Franz Vollmers erst seit kurzer Zeit die Luft der Freiheit wieder atmete.

Und dann bin ich hinabgetaucht in die Tiefen einer menschlichen Seele, ich habe schauernd ein Geschöpf betrachtet, das wie ich von einer Mutter geboren, das gleich mir menschliche Gestalt trug — und gleichwohl aus einer anderen Welt schien. Aus einer Welt, wo man nicht göttliches noch menschliches Gesetz kannte, wo man in jedem Lebenden einen Feind sah, den man vernichtete, um nicht selbst vernichtet zu werden.

Das sah und hörte ich, weil der Flüstern nicht Rücksicht nahm auf mich und in mir einen gleich lotterhaft Gesinneten vermutete.

Und mein trauriger Weggenosse — mein Freund Franz?

Ja, das ist nun so. Zeige einem Menschen das Paradies, und er wird in sehnsüchtigem Verlangen die Arme ausbreiten und rufen: Das ist das Schöne! — wenn ich dahin könnte! Aber nun kommt ein anderer, der zeigt ihm den Sumpf, läßt ihn die süßen Gistlumen riechen und lobt die Freiheit. Zuletzt erweist er den eingeschlummerten Haß. Da wird der Unfeste wankelmütig, der Sumpf lodt — — —

Mir wurde unsagbar traurig zumute, fühlte ich doch, wie ich Stück für Stück von Franz Vollmer verlor. Als ich schlafen ging, sah er an mir vorüber. Er wollte noch ein Weilchen munter bleiben, meinte er leicht. Der Kumpan lachte. Am anderen Morgen schnürte ich in aller Frühe mein Ranzel und trat dann an das Bett meines bisherigen Begleiters.

„Leb' wohl,“ sagte ich und hatte Mühe, meine Tränen zu unterdrücken, denn der Abschied tat mir weh, und Franz Vollmer war mir lieb geworden trotz seiner Schwächen und Fehler.

Er reichte mir flüchtig die Hand. „Leb' wohl.“ Als ich indessen die Türflinte niederdrückte, rief er meinen Namen. „Du bist mir noch meiner Mutter der Rieble gewesen,“ hub er an, „ich will dir Dank sagen für deine Freundschaft. Du hast es brav gemeint, mein Junge, aber Arbeit kannt du mir nicht verschaffen. Ich muß

bleiben, wer ich bin — aus meiner Haut kann niemand.“

„Einmal könnten wir es noch versuchen,“ warf ich zaghaft ein. „Es ist zweifellos, glaube mir.“ Ich fand noch anschließend, als er plötzlich das Gesicht voll mir zuwandte. „Gut,“ sagte er fest, „damit du meinen Willen siehst, und daß du nicht sagen kannst, ich hätte nicht gewollt — wir werden heute in der Stadt Umschau halten. Allerdings wirst du erfahren, daß wir es vergebens tun. Dir zu Liebe will ich mir noch einmal höhnisches Lachen und mitleidiges Kopfschütteln gefallen lassen. Der Freund mag hier warten.“

Am späten Nachmittag gelangten wir an unser Ziel. Nachdem die Kleider nordüchtig gereinigt waren, sprachen wir bei den Schreinermeister der Stadt um Arbeit an. Gar oft sagten wir unsen Spruch aus, jedoch — Franz Vollmer hatte recht behauptet. Man wies uns ab, und manchmal wirklich zeigte das Gesicht des Meisters ein spöttisches oder mitleidiges Lächeln. Die Nacht schlich schon aus Winkeln und Ecken, da standen wir vor einem schönen, neuerbauten Hause; hinter den blühenden Schaufeln luden Brunnmödel die Vorübergehenden zum Kaufe ein, uns hingegen verrietten sie, daß hier ein Stückler uneres Faches seine Wertstücke aufgeschlagen hatte.

„Wir gehen hinein,“ sagte ich.

Franz Vollmer schüttelte über so viel Dreistigkeit den struppigen Kopf, indessen er folgte mir. — Ei nun, das war eine „Wude“. Im hellen Schein arbeiteten dort wohl an die zwanzig Gefellen, wie poliert glänzten die Hobelbänke, und an den blanken Gerätschaften brachen sich tausendfältig die Strahlen. Das Herz lachte mir im Leibe ob dieser Pracht.

Ein bejahrter Mann im angegrauten Vollbart musterte uns scharf, besonders mich. Dann meinte er: „Ja, Arbeit hätte ich schon; zeigt mal die Papiere.“

Ich entnahm der Brusttasche die sauber eingeschlagene Bescheinigung meines Könnens und legte sie in die ausgestreckte Hand. Franz Vollmer aber besah nichts dergleichen. Nachdem der Alte die Scheine aufmerksam durchgesehen hatte, nickte er mir zu: „Schön, Sie können bleiben.“ Und zu dem schüchtern dastehenden Kameraden sagte er: „Gott befohlen.“ Mir lief ein Jucken über die Glieder. Ich dachte, jetzt ist er vollends verloren — jetzt ist er geliebert. Und aus diesem Gefühl der Angst, des Erbarmens heraus wandte ich mich an den Meister — denn dieser war es — und sprach: „Sie haben kein gutes Geschäft gemacht, Meister, dieser da ist Kunstschreiner und hat Auszeichnungen in Fülle.“

„So?! Ansehen tut man's ihm nicht.“

„Er ist krank gewesen, Meister.“ „Und wo sind seine Papiere?“ „Die hat man ihm gestohlen,“ log ich frisch drauflos.

Sei es nun, daß in dem gutmütigen Manne ein Schein der Wahrheit aufblühte, oder sei es, daß er meinen Worten Glauben schenkte — kurz, nach einigem Ueberlegen gab er mir die Scheine zurück und hieß Franz Vollmer dasbleiben.

Dieser sprach bis jetzt noch keine der Worte; als ich ihm die Hand reichte, sah er mich über die Nasen verfürht an.

Von der Tür aus schaute ich noch einmal zu ihm hinüber, er stand leuchtend, vom stehenden Licht überglänzt — wie ein armer verirrter Vogel, der nicht weiß, ob er das rechte Nest gefunden — — — Dann schritt ich durch die Nacht der Herberge zu.

Und der Zeitgeist reichte Jahr um Jahr auf die Schnur der Ewigkeit. Ich bin selber Meister geworden und grau. Sonnenschein ist gekommen und Regenwetter, zuweilen ein Gewitter. Alles wechselte mit Festtag — aber ein Festtag ist nicht gebunden an den Kalender, den feiern nur wenige Menschen. Naht er, so nimmt mein Weib den jeweilig Jüngsten, und wir drei fahren nach einer schönen, altertümlichen Stadt Mitteldeutschlands. Dort wohnt ein sehr republikanischer Bürgermann, bei dem ruzen wir uns wohl acht Tage oder länger von der Arbeit aus. Fortlassen will er uns nimmer. Der Bürgermann sieht sehr stattlich aus, vollwändig, in seinen dunklen Augen leuchtet die Lebensfreude. Er freite die Meisterstochter, weil er sie lieb hatte und sie ihn, und weil keiner wie er so produktive Arbeit vollführte.

Die rosa Familie.

Eine heitere Kriegesepiöde von E. Jahn (Weihn.)

Herr von Floritten sah beim zweiten Frühstück und las die Zeitung, als das Mädchen eintrat und meloete: „Gnädiger Herr, da ist die Luise Klameit, die möchte gern den gnädigen Herrn sprechen.“

„Na, so laß sie doch rein, die Alte.“

„Ja, das wollte ich auch, aber sie hat doch das Vieh mitgebracht.“

„Was hat sie?“

„Mitgebracht hat sie alles, den Hund und das Schwein und den Pony.“

Herr von Floritten erhob sich und stülpte sich die Pelzmütze über die Ohren. Mit drei Schritten war er draußen auf der feineren Treppe, an deren Fuß eine grauhäutige Frau wartend stand.

„Guten Morgen, gnädiges Herrchen,“ sagte sie. „Ich bin nun hier und bringe mein Vieh. Denn ich muß nach Berlin, wo mein Johannes vermundet liegt. Und sou ich vielleicht warten, bis die Kojaten mir alles weggestohlen haben?“

„Das werde, rote Gesicht des Gutsheeren wurde noch röter, als er fragte: „Sind Sie ganz und gar verürrt geworden, Klameiten? Was soll ich mit Ihrem Viehzeug?“

„Na, füttern soll es das gnädige Herrchen, solange wie ich weg bin.“

Floritten hatte Mühe, nicht in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Luise Klameit war als Armenhauskind drüben in Dilltheben aufgewachsen und hatte es durch eigene Kraft und Schläupheit zu einem eigenen Anwesen mit hübschem Inventar gebracht. Eine umfangreiche, rosa Saustand jetzt geduldig neben ihr, gebuldid nicht nur deshalb, weil sie am reichsten Hinterbein einen Strich fühlte, sondern auch weil ihre Herrin sie wie einen Hund geschämt hatte. Der kleine, struppige Koter daneben wedelte unauffällig mit dem Schwanzchen und pagte dabei mit einem Auge auf den ebenso struppigen Pony auf, der auf dem Kopfplaster nach verstreuten Körnern schnupperte.

„hm, und Sie erwarten, daß ich Ihnen ohne weiteres all das Viehzeug durchfüttern soll?“

„Ei, das merkt der Herr gar nicht! Und ohne weitere Worte machte Sie sich aus dem Staube, so rasch sie konnte.

sich einer ebenso rosa Farbe erfreute wie die lebendigen Spröhlings des „Marzellchens“; er sah schon von weitem, daß wirklich die Bestirerin wieder da war.

„Wieber? Und wenn sie am Ende gar nicht fortgewesen war? Jägertrauen war es ihr schon, der guten Luise!“

„Er tritt näher heran, stieg dann an der Giebelwand ab und machte den Braunen an einem Pfosten fest. „Himmel!“ schrie die Klameiten auf, als plötzlich die Hünengestalt des gnädigen Herrchens über die Schwelle ihrer Stube trat.“

„So, so!“ machte Herr von Floritten, „also Sie sind wieder angehangt? Seit wann sind Sie denn zurück aus Berlin?“

Ein ertrappter Sünder, wenn er nicht gar zu hartgepöten ist, verliert leicht die Weitesgewart. Und so plage denn die Klameit mit der ganzen fürchterlichen Wahrheit heraus, ehe sie selbst noch recht wußte, wie ihr geschah.

„Ach Gott, trauftes, gnädiges Herrchen!“ wintelte sie, „seien Sie man mich gar zu leicht zu mir! Ich war ja gar nicht bis Berlin — meine Schwester hat den Brief von da geschrieben — meine Schwester ist auch man 'ne arme Frau, gnädiges Herrchen — und ich muß ja nicht mehr wohnen vor Angst vor den Russen!“

„Ach, was Sie sagen! Ist denn hier schon mal ein Russe gewesen, hã? Holen Sie sich 'ofort Ihr Vieh wieder,“ jagte er, ohne daß er auch nur im mindesten die Stimme erhob. „Das Pferd und den Koter und die Sau und auch die drei Ferkel.“

„Jetzt aber sprang die Klameiten auf.“

„Drei Ferkel?“ freischte sie. „Was sagte der gnädige Herr? Drei Ferkel? Dreizehn sind es, und dreizehn will ich wiederhaben!“

„Wie?“ rief mit maßlosem Entsetzen der Herr, „woher wollen Sie denn das so genau wissen? Glauben Sie, ich war so dumm und habe Ihnen dreizehn Ferkel jetzt gemacht? Ne, meine Gute, so weit ging denn doch meine Freigebigkeit nicht! Drei von den rosa Gindergen will ich Ihnen meinewegen gratis gefüttert haben — es sind jetzt ganz stramme Kerlchen geworden. Aber eine ganze rosa Familie von dreizehn Stück — ach nein, Klameiten, dafür mußt' ich mich doch ergeben bedankt haben!“

Und lachend ritt er heim, schlug sich unterwegs noch ein paarmal auf den Schenkel vor Bergknagen und freute sich über die Portion Galle, die jetzt wohl der geschäftslüchtigen Alten ins Blut treten würde.

Er war kaum eine Stunde daheim, als auch schon leuchtend die Wiffstärlerin antam. Ihr erster Gang galt dem Schweinestall, wo inzwischen die Magd einen strengen Befehl ihres Herrn ausgeführt hatte.

„Mein Marzellchen will ich haben!“ zeterte die Klameiten, „und die Ferkel dazu. Und mein Pony will ich haben und mein Hundchen, mein liebes — wo sind die Ferkel, du alter Satan?“

Diese liebliche Anrede galt der Magd, die hämisch lächelnd die Wucht aufschloß, wo die rosa Mama mit drei Spröhlingsen grunzte. Luise Klameit aber mochte schreien und heulen, so viel sie wollte, sie bekam nur drei von den rosa Kindern. Das gelbe Pferdchen war rund und fett geworden, und der kleine Hund wollte sich gar nicht von der Mamsell trennen, die ihn so gut verpflegt hatte. Auf der Freitreppe stand Herr von Floritten und wartete, was nun noch kommen werde. Es kam aber nicht einmal ein Wort des Dankes von der enttäuschten Alten. „Klameiten“, sprach er leise zu ihr, da sie die Stufen hinaufgellert war und nun, halb wutknäubend und halb angstbeidend vor ihm stand, „ich will Ihnen die Wahl lassen mit den Ferkeln. Entweder es erfährt niemand von Ihrem niederträchtigen Gelübe, und Sie schenken dann freiwillig sechs von den Ferkeln dem roten Kreuz für das Lazarett. Oder Sie weigern sich — dann behalte ich die zehn Stück, und Sie bekommen nur die drei dort. Außerdem erfährt alle Welt natürlich die Wahrheit.“